

Hilary Putnam

**Die Bedeutung
von „Bedeutung“**

Herausgegeben und übersetzt von
Wolfgang Spohn

KlostermannRoteReihe

Der Text „The Meaning of ‚Meaning‘“ ist entnommen aus dem Sammelband „Language, Mind, and Knowledge“, herausgegeben von Keith Gunderson.

© Copyright 1975 by the University of Minnesota
Original Edition published by the University of Minnesota Press,
Minneapolis, Minnesota, U.S.A.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

4., durchgesehene und ergänzte Auflage 2021

3., ergänzte Auflage 2004

2., durchgesehene Auflage 1990

© für diese Ausgabe:

Vittorio Klostermann GmbH, Frankfurt am Main 1979

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter Verwendung elektronischer Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz: Marion Juhas, Frankfurt am Main

Druck: docupoint GmbH, Barleben

Printed in Germany

ISSN 1865-7095

ISBN 978-3-465-04572-4

Inhalt

Vorwort zur vierten Auflage	7
Einleitung des Herausgebers.....	9
Hilary Putnam: Die Bedeutung von „Bedeutung“	23
Bedeutung und Extension	25
Intension und Extension.....	27
Psychische Zustände und methodologischer Solipsismus ..	30
Sind Bedeutungen im Kopf?	35
Eine soziolinguistische Hypothese.....	41
Indexikalität und Starrheit.....	44
Seien wir Realisten	53
Die gleichen Wörter in anderem Sinn.....	58
Andere Wörter	63
Bedeutung.....	68
Stereotypen und Kommunikation	71
Was Stereotypen sind	75
Die ‚operationale Bedeutung‘ von Stereotypen.....	77
Eine Wiederaufnahme von Quines „Two Dogmas“	80
Erstübersetzung	86
Eine Kritik der semantischen Theorie von Davidson.....	89
Eine Kritik der kalifornischen Semantik	95
Semantische Marker	101
Die Bedeutung von „Bedeutung“	104
Literaturverzeichnis	109
Nachtrag des Herausgebers zur vierten Auflage	111





Vorwort zur vierten Auflage

Ich bin erfreut und dankbar, dass der Verlag meine Übersetzung von Hilary Putnams Schrift *The Meaning of ‘Meaning’* zum vierten Mal und in einem frischen Rahmen in seiner Roten Reihe auflegt. Hilary Putnam starb 2016 im Alter von 89 Jahren. Innerhalb der nach dem Zweiten Weltkrieg aufstrebenden, ja dominierenden amerikanischen Philosophie war er einer der ganz Großen. Die Breite seiner philosophischen Felder und seine diversen Wandlungen sind in seinen vielen Schriften bestens dokumentiert. Sie zeichnen ihn als leidenschaftlichen, tiefen, unabhängigen und immer beweglichen Denker aus, als welcher er zu Recht hoch verehrt ist.

Der 1975 erstmals veröffentlichte Aufsatz *The Meaning of ‘Meaning’* sticht unter all diesen Schriften hervor, weil er am besten Putnams Wandlung vom Empirismus zum Realismus markiert und den einflussreichen semantischen Externalismus begründet. (Diese Ismen sind wie immer arg plakativ.) Putnams weitere Wandlungen kann man nur auf dieser Grundlage verstehen. So ist diesem Aufsatz mittlerweile der Status eines echten Klassikers zugewachsen, wie sich auch an dieser Neuauflage zeigt.

Die Einleitung meiner Übersetzung habe ich nicht verändert. Sie gibt eine gute Schilderung der damaligen philosophischen Lage und eine gute Zusammenfassung von Putnams damaliger Reaktion. Als solche scheint sie mir nach wie vor lesenswert. Aber die Situation war damals noch überschaubar. Mittlerweile empfinde ich sie, auch im Hinblick auf Putnams Themen, als viel diffuser. Angesichts dessen habe ich von der vielleicht nahe-liegenden Idee Abstand genommen, diese Einleitung um eine Wirkungsgeschichte von Putnams Aufsatz zu ergänzen. In dem angereicherten und neu verfassten Anhang gebe ich aber einige Hinweise zur weiteren Entwicklung.

Konstanz, im Mai 2021

Wolfgang Spohn





Einleitung des Herausgebers

Im hier übersetzten Aufsatz „The Meaning of ‚Meaning‘“, erstmals im Jahre 1975 veröffentlicht, hat Hilary Putnam den neuesten Stand seines sprachphilosophischen Nachdenkens am ausführlichsten und vollständigsten niedergeschrieben. Dies hat er in einer Weise getan, dass es eines einführenden Kommentars eigentlich nicht bedarf.¹ Wesentlich einfacher und voraussetzungsloser kann man in diesem philosophischen Gebiete, das alle Grade von Technisierung zulässt, wohl kaum schreiben. Daher ist dieser Aufsatz auch denen ans Herz zu legen, die noch dabei sind, sich in die Sprachphilosophie hineinzufinden; für diese schienen mir nur Putnams Verweise etwas spärlich, so dass ich da und dort Putnams Bezug explizit gemacht habe.² Eine bloße Einführung ist dieser Aufsatz natürlich überhaupt nicht; der Leser wird an umso mehr Stellen einhaken können und müssen, je mehr einschlägige Kenntnisse oder Überzeugungen er mitbringt. –

Dass auch und gerade in der Philosophie unweigerlich fast alles mit fast allem zusammenhängt, ist jedermann, selbststrend auch Putnam, bewusst. Darum ist die Sprachphilosophie nur einer seiner Schwerpunkte, der in enger Wechselbeziehung zu seinen anderen Schwerpunkten steht, der Erkenntnistheorie im allgemeinen und Wissenschaftstheorie im besonderen und der Philosophie der Mathematik, der Physik und des Geistes. Diese Wechselbeziehung klingt im vorlie-

¹ Der Leser kann sich daher ruhig darauf beschränken, den ersten und den letzten Absatz dieser Einleitung zur Kenntnis zu nehmen.

² Diese Bezüge sollte man sich auch anschauen; denn Putnam hat das Geschick, andere Auffassungen an einen völlig absurdem Punkt zu treiben – z.B.: „Kooperation ist nicht Vagheit“ (S. 99); wie hat man *das* bestreiten können? –, aber eben drum kommen Zweifel auf, wie fair er gegenüber den Positionen ist, die er angreift.

genden Aufsatz mehrfach an, aber so richtig erschließt sie sich erst im Zusammenhang mit seinen anderen Schriften, die in Form von Aufsätzen ziemlich verstreut und in Putnam (1975a, b) wesentlichenteils zusammengetragen sind. Diese Beziehung will ich hier in groben Zügen kurz beschreiben; damit wird, so hoffe ich, die zentrale Stellung, die „The Meaning of ‘Meaning’“ in Putnams philosophischem Garten einnimmt, verdeutlicht und gleichzeitig erleichtert, sich in diesem Garten zurechtzufinden.³

Ein guter Zugang zu Putnams Philosophieren ist, es als Versuch zu sehen, zur umfassenden Position des logischen Empirismus eine ebenso umfassende Gegenposition zu entwickeln.⁴ Diese Sichtweise gewinnt man insbesondere, wenn man den logischen Empirismus durch Putnams Brille betrachtet:

Danach ist der logische Empirismus eine im Grunde idealistische Philosophie.⁵ Einen anderen Anstrich als Berkeleys Idealismus, der eine Realität außerhalb des Geistes schlichtweg leugnete, erhielt er vor allem durch zwei Schachzüge: erstens durch die sprachliche Wende, die aus ontologischen sprachlichen Probleme machte, und zweitens durch den Übergang von einer phänomenalistischen zu einer physikalistischen Basis. Dass mit diesem zweiten Schritt das idealistische Erbe *nicht* über Bord geworfen wurde, zeigt sich daran, dass statt der Reduktion aller Begriffe, insbesondere solcher, die über materielle Dinge sprechen, auf Begriffe, die über Sinnesdaten sprechen, nun eben die Reduktion aller Begriffe auf Begriffe, die über beobachtbare Dinge sprechen, auf dem Programm stand. Beides scheiterte, was der Prüfstein der Dispositionsbegriffe besonders deutlich machte. Dies führte dann bekanntlich zur Zweiteilung in Beobachtungssprache und theoretische Sprache; die Begriffe der letzteren lassen sich dabei in der Beobachtungssprache nicht definieren, sondern nur durch die sogenannten Zuordnungs-

³ Ausführlicher habe ich das in Spohn (1978) geschildert.

⁴ Über den Grund dafür, dass Putnam bevorzugt immer wieder den logischen Empirismus aufs Korn nimmt, sollte man sich nicht täuschen; er ist eben für ihn der vornehmste aller Gegner.

⁵ Vgl. etwa (1975b), S. 17ff. und S. 207ff.

regeln partiell interpretieren.⁶ Es liegt auf der Hand, dass in diesem Umkreis auch operationalistische und instrumentalistische Tendenzen angesiedelt und gediehen waren.

Angewandt auf die Philosophie des Geistes folgt daraus der logische Behaviorismus: dass psychische Zustände Verhaltensdispositionen seien, beziehungsweise dass mentalistische oder psychologische Begriffe Dispositionsbegriffe seien, deren Manifestationsgesetze beobachtbares Verhalten beschreiben.

Den Ursprung für die idealistische Tendenz des logischen Empirismus sieht Putnam in seinem sprachphilosophischen Herzstück, der Verifikationstheorie der Bedeutung, nach der die Bedeutung eines Satzes in der Methode seiner Verifikation besteht; diese machte ja gerade die Reduktion aller Begriffe auf eine phänomenalistische oder physikalistische Basis notwendig. Damit übernahmen die logischen Empiristen zwei gängige Annahmen: erstens die Annahme, dass es zum Verständnis der Bedeutung oder Intension eines Ausdrucks lediglich darauf ankomme, sich in einem bestimmten psychischen Zustand zu befinden, nämlich demjenigen, der die Kenntnis der jeweiligen Verifikationsmethode ausmacht; und zweitens die Annahme, dass die Bedeutung eines Ausdrucks seine Referenz bestimme, das heißt, dass aus der Intensionsgleichheit zweier Ausdrücke ihre Extensionsgleichheit folge.

Die Verifikationstheorie der Bedeutung liefert das Fundament für zwei weitere Säulen des logischen Empirismus: die These von der Sinnlosigkeit der Metaphysik und die Verwerfung synthetischer Sätze a priori. Das letztere verband sich mit der Neigung, die Anwendung des Analytizitätsbegriffs von harmlosen Fällen wie dem, dass Junggesellen unverheiratet sind, auf tieferliegende Fälle auszudehnen, etwa auf die Zusammenhänge zwischen den theoretischen Begriffen und der Beobachtungsbasis.⁷ Da analytische Sätze kraft Sprachkonvention wahr sind, wurden gleichzeitig konventionalistische Thesen

⁶ Ein Schritt, den Putnam in „What Theories are Not“, (1975a), Kap. 13, scharf kritisiert.

⁷ Vgl. „The Analytic and the Synthetic“, (1975b), Kap. 2, insbesondere S. 36ff.

prominent: zum Beispiel, dass mathematische Lehrsätze konventionale Wahrheiten seien.

Dem entsprach außerdem eine vergleichsweise leichtfertige Inanspruchnahme von Bedeutungs- und Referenzänderungen; denn die Verwerfung für analytisch gehaltener Sätze ließ sich nur mittels solcher Änderungen erklären. Da sich nicht einzelne theoretische Sätze, sondern nur ganze Theorien der Erfahrung gegenüberstellen lassen und daher die Bedeutung und auch die Extension eines Ausdrucks gemäß der Verifikationstheorie der Bedeutung von der ganzen Theorie, in der er vorkommt, abhängt, kam es sogar zu der extremen Behauptung, dass sich mit jeder Änderung einer Theorie auch die Bedeutung und womöglich die Referenz ihrer Ausdrücke ändere, und im Gefolge davon zur These von der Inkommensurabilität wissenschaftlicher Theorien.

Schließlich hängt damit in Putnams Augen die Unfähigkeit der Empiristen zusammen, einen Theorien übergeordneten Wahrheitsbegriff, wie er den Wissenschaften zugrunde liegt, anzugeben; denn wenn Referenz theorieabhängig ist, so gilt dasselbe für Wahrheit; der Wahrheitsbegriff lässt sich dann jeweils nur innerhalb einer Theorie erklären.⁸ Dies hat zuletzt zur Folge, dass der kumulative Charakter und der Fortschritt der Wissenschaft vernachlässigt wird und wissenschaftlicher Erfolg unerklärt bleibt.

Putnam hält dies alles von vorn bis hinten für *irregeleitet*, und zwar schon und gerade in der *Tendenz*, auf deren ganz knappe Schilderung ich mich hier beschränken musste.⁹ Was er dem entgegensezten, ist, mit seinen eigenen Worten, ein *realistischer Standpunkt*: „Wissenschaftliche Aussagen sind meiner Auffassung nach entweder wahr oder falsch (auch wenn

⁸ Vgl. (1975b), S. xf., und hier S. 53 ff.

⁹ Will man Putnams Kritik personalisieren, so trifft sie natürlich vor allem Carnap. Aber auch mit anderen geht Putnam scharf ins Gericht, z.B. mit Malcolm (in „Dreaming and ‘Depth Grammar’“, (1975b), Kap. 15), mit Ayer (in „The Concept of a Person“, (1975b), Kap. 7) und mit sich nicht zu den logischen Empiristen zählenden Philosophen wie Popper (in „The ‘Corroboration’ of Theories“, (1975a), Kap. 16) und Feyerabend (in „How Not to Talk About Meaning“, (1975b), Kap. 6).

wir häufig nicht wissen, was von beidem sie sind), und ihre Wahrheit oder Falschheit röhrt nicht etwa daher, dass sie äußerst sublimierte Beschreibungen von Regelmäßigkeiten in der menschlichen Erfahrung wären. Die Wirklichkeit ist nicht Teil des menschlichen Geistes; vielmehr ist der menschliche Geist Teil der Wirklichkeit, in der Tat ein winziger Teil ... Mir ging es dabei in den letzten fünfzehn Jahren nicht darum, viel Aufhebens von der Richtigkeit des Realismus zu machen, sondern darum, bestimmten philosophischen und wissenschaftstheoretischen Fragen von einem bestimmten realistischen Standpunkt aus nachzugehen.“ (1975a, S. vii)

Ebenso grundlegend wie für den logischen Empirismus die Verifikationstheorie der Bedeutung ist für Putnam seine Sprachphilosophie, die er im hier übersetzten Aufsatz darlegt. Um zu schildern, inwiefern sie grundlegend ist, muss ich ihr hier nun doch ein wenig vorgreifen: Putnam rollt den logischen Empirismus gerade von den zwei vorerwähnten Annahmen her auf. Aus diesen Annahmen ergibt sich nämlich unmittelbar, dass die Extension eines Ausdrucks durch den psychischen Zustand jeder diesen Ausdruck verstehenden Person, also individuell bestimmt ist, und das ist falsch (vgl. S. 30–35). Denn damit wird die Rolle übersehen, die die soziale und die natürliche Umgebung bei der Bestimmung der Referenz eines Wortes spielen.

Dass die soziale Umgebung zur Referenzbestimmung beiträgt, kommt in Putnams Hypothese von der sprachlichen Arbeitsteilung zum Ausdruck: der Hypothese, dass es häufig so ist (und daher auch genügt), dass nur einige Benutzer eines Wortes, die Sachkundigen, dazu imstande sind, zuverlässig festzustellen, auf welche Gegenstände dieses Wort zutrifft, und dass die Laien bei der Verwendung dieses Wortes auf die Kooperation mit den Sachkundigen angewiesen sind (vgl. S. 41 ff.). (Zum Beispiel sind die Experten in Bezug auf „Gold“ diejenigen, die eine chemische Analyse durchführen können; den Laien gegenüber kann man auch Katzen Gold als Gold ausgeben.) Danach reicht es also aus, wenn nicht jeder einzelne, sondern nur die Sprachgemeinschaft als ganze die Referenz ihrer Wörter bestimmen kann.

Die mittlerweile prominente, sogenannte kausale Theorie der Referenz¹⁰ fasst Putnam als Spezialfall dieser sprachlichen Arbeitsteilung auf. Korrekt formuliert, läuft sie für ihn gerade darauf hinaus, dass die Referenz etwa eines Namens dadurch bestimmt ist, dass seine Benutzer mit anderen Personen in Kooperation stehen oder gestanden haben, die in der Lage sind oder waren, den Namensträger zu identifizieren.¹¹

Aber auch die natürliche Umgebung ist für die Festlegung der Referenz vieler Wörter wesentlich, wofür nach Putnam ihre Indexikalität verantwortlich ist. Er denkt dabei nicht an die offenkundige Indexikalität solcher Ausdrücke wie „du“ und „ich“ und „das Dritte zwischen uns“; vielmehr ortet er eine versteckte Indexikalität auch bei Wörtern wie „Erde“, „Luft“, „Feuer“ und „Wasser“ etc. Diese besteht darin, dass irgendeine Sache – wann und wo sie auch existiere, und sei es nur in einer anderen möglichen Welt – genau dann z.B. Wasser ist, wenn sie dem Wasser *hier in unserer* Umgebung gleicht. Auf diese Weise trägt die Beschaffenheit unserer Umgebung zur Referenzbestimmung bei, ähnlich wie es der Äußerungskontext bei offenkundig indexikalischen Wörtern tut (vgl. S. 44 ff.).

Doch waren wir nicht ganz präzise: In welcherlei Hinsicht muss eine Sache unserem Wasser gleichen, um Wasser zu sein? Putnams Antwort hierauf lautet: Die Gleichheitsrelation, von der hier die Rede ist, zielt auf die *Natur* der Sachen ab, die wir gewöhnlich „Wasser“ nennen; die Bestimmung der Gleichheitsrelation wie der Natur der fraglichen Dinge kann unbegrenzten Forschungsaufwand erfordern und im Laufe der Forschung immer wieder anders ausfallen. Aber wie immer sie gerade ausfällt, diese Bestimmung liefert nie eine *Definition* von „Wasser“, sondern immer nur eine *Hypothese* über die gesuchte Natur. Zur Zeit erblicken wir die Natur, die verborgene Struktur von Wasser in seiner chemischen Formel H_2O ; und wenn das richtig ist, so kann nichts anderes als H_2O Wasser sein. Wenn wir jedoch je Anlass bekommen sollten, unsere Ansicht über die

¹⁰ Von Kripke (1972a, b) vor allem für Namen, von Putnam in „Explanation and Reference“, (1975b), Kap. 11, für physikalische Größen entwickelt.

¹¹ Vgl. (1975b), S. 203.



Natur des Wassers zu ändern, so würden wir damit nicht die Bedeutung und auch nicht die Extension von „Wasser“ ändern, sondern lediglich die alte durch eine neue Hypothese ersetzen. (Mit alledem wird nicht *behauptet*, die mit einem Wort belegten Dinge müssten immer eine gemeinsame Natur haben; wir *hoffen* nur, dass sie vorhanden ist, und lassen das Wort so lange für sie stehen, wie diese Hoffnung nicht widerlegt wird; vgl. S. 49 ff.).

Diesen hier nur angedeuteten Punkt macht Putnam auf den Seiten 35–68 wieder und wieder an immer neuen Beispielen klar,¹² und man sollte ihn sehr genau studieren, da er für Putnams gesamte Philosophie von entscheidender Bedeutung ist. In Sonderheit seine wissenschaftstheoretischen Konsequenzen sind weitreichend. All die unglücklichen Bemühungen, unsere Begriffe auf eine phänomenalistische oder physikalistische Basis zu reduzieren, all die unseligen Annahmen über die Inkommensurabilität wissenschaftlicher Theorien sind damit vom Tisch. Theoretische Begriffe sind keine Hilfskonstrukte zur Systematisierung von Sinneseindrücken, Theorien liefern keine notwendigen und hinreichenden Bedingungen für die Anwendung ihrer Ausdrücke und machen daher auch nicht die Referenz ihrer Ausdrücke von sich abhängig. Vielmehr ist die Referenz eines (theoretischen) Ausdrucks zu verschiedenen Zeiten immer dieselbe, selbst wenn zum früheren Zeitpunkt nur eine kleine Zahl Sachkundiger oder womöglich überhaupt niemand in der Lage dazu war, die Referenz dieses Ausdrucks korrekt zu bestimmen.

Putnam hat also, was er wollte: einen theorieunabhängigen Referenzbegriff. Damit hat er gleichzeitig auch einen theorieunabhängigen Wahrheitsbegriff, und schließlich kommt die Sicht der Wissenschaft wieder ins Lot; Wissenschaft lässt sich wieder als Tätigkeit sehen, deren Ergebnisse sich kumulieren und der Wahrheit annähern; und dies wiederum vermag viel

¹² Aus wissenschaftstheoretischer Sicht sind als Beispiele neben den hier auftauchenden vor allem das Wort „Elektrizität“ (1975b, S. 198ff.), das Wort „Elektron“ (1975b, S. 275ff.) und die Raum-Zeit-Metrik (1975b, S. 282) zu erwähnen.